



Das wunderschöne Eulengebirge , mit seinem „Gemüsegarten-Gottes“ davor

Ein schlesischer Bauernhof vor dem zweiten Weltkrieg.



Bauernhaus von
Gustav Schneider,
Girlachsdorf in
Schlesien, Kreis
Reichenbach ca. 30 ha



Das Gut in Girlachsdorf
ca. 500 ha

Erinnerungen von Gustav Schneider, Girlachsdorf.

Redaktionelle Überarbeitung Horst Jacobowsky, der Nupper aus den Lauterbacher Straßenhäusern, am Südhang des Zoata-Bärges.

Ich möchte beginnen mit den Worten eines Dichters, welcher einmal sagte: „ Die Zeit geht allgemach dahin, dass ich den Weg gehen muss, vom welchem man nicht wiederkommt. Ich will als ehemaliger Landwirt im Rentenalter versuchen, der jüngeren Generation zu schildern, wie es vor ca. 60 Jahren in der Landwirtschaft aussah und was für eine gewaltige Umwälzung in dieser Zeit stattgefunden hat. Ich werde dabei auch nicht an meiner politischen Meinung vorbei gehen und so macher, der dies mal lesen sollte wird auch mal darüber nachdenken. Zu meiner Person möchte ich nur kurz sagen, dass ich vertriebener Erbe eines Bauernhofes aus dem heute polnisch besetzten Gebieten des Ostens bin und 1953 das Glück hatte, wieder eine Siedlung zu bekommen, welche ich bis 1985 bewirtschaftete und die seitdem mein Sohn weiterführt.

Beginnen möchte ich mit der Schilderung meines elterlichen Betriebes von ca. 30ha und eines größeren Betriebes von ca. 500ha, beide in einem Ort. Zunächst möchte ich noch – wie eben erwähnt – den 30ha-Betrieb beschreiben. Derselbe lag in der Mitte eines Reihendorfes, 8 km von der Kreisstadt entfernt, 5 km von einem Oderzufluss, der Bahn, vorwiegend ackerbaulich genutzt. Das Vieh – bis auf Ausnahmen - in den Stallungen gehalten.

Hinzu kamen noch 2 ha Laubwald mit Eichen, Buchen und Birken. Die Ländereien waren zum Teil sehr hügelig, , die Bodenwertzahlen lagen zwischen 30-60 Bodenpunkten. Die durchschnittlichen Niederschläge waren bei 800 mm im Jahr, überwiegend in den Wintermonaten. Die Gebäude waren - wie fast überall in dieser Gegend – im fränkischen Baustil. Das heißt Wohnhaus, Stallungen, Wirtschaftsgebäude Scheune sind im Viereck gebaut, so dass keine Katze den Hof verlassen konnte. So glich fast jeder Hof einer kleinen Burg. Zumeist hatte auch jeder Hof einen Hofhund, welcher nachts frei herumlief und eventuellen Eindringlingen den Zutritt energisch versperrte.



Rechts Hof von Gustav Schneider



Einsatz von Bindemähern

Aber zurück zu dem Betrieb. An Arbeitskräften standen der Besitzer mit Frau, ein Erwachsener Sohn und eine Tochter, ferner zwei ledige Arbeiter – damals noch Knechte bezeichnet – was ich immer als eine schreckliche Bezeichnung empfand, und eine Magd zur Verfügung. In der Zeit um 1926 – ich war gerade einmal ein Bub von sechs Jahren – betrug der Viehbestand vier Arbeitspferde, 12 Milchkühe, 1 Zuchtbullen, 4-5 Rinder, zum Teil tragend, und sechs Kälber bis zu einem Jahr alt. Die Milchkühe wurden – wie schon geschildert nicht auf der Weide – sondern ganzjährig im Stall gehalten. Lediglich im Frühherbst wurden die Kühe auf die Weide geführt und das Jungvieh vor dem Haus einen gut eingefriedeten Auslauf erhielt.

Zum Futtern wurden die Tiere allerdings in den Stall getrieben. An Maschinen und Geräten standen zur Verfügung. Ein Dreschsatz bestehend aus einer Maschine mit Doppelreinigung, fahrbaren 12 PS-Motor, Presse, sowie Spreugebläse, Getreidemähmaschinen, ein Selbstbinder und eine Flügelmähmaschine, ein Grasmäher, ein Kartoffelroder, eine Drillmaschine mit einer Arbeitsbreite von 2m, eine Häckselmaschine, Getreidereinigung, mehrere Pflüge, Eggen, Walzen, Kultivator, Mistkarren und sonstiges Kleingerät.

Die Anschaffungen dieser Geräte ergeben sich aus den weiteren Ausführungen. Zu erwähnen wären noch die Ackerwagen mit einer Tragfähigkeit bis zu 70 Zentnern. Nicht zu vergessen ein Jauchefass und die obligatorische Jauchepumpe mit der die Gülle aus dem Sammelstilo in den Jauchewagen von Hand gepumpt wurde. Unzählige, gleichgroße Höfe, mit dieser Ausstattung, gab es damals in Schlesien. Betriebe ab 45 ha konnten sich damals schon eine gut ausgebildete Fachkraft leisten.



Grasmäher im Einsatz



Heuernte bei Gustav Schneider

Angebaut wurden 5-6 ha Weizen, 2,5 ha Futter- und Zuckerrüben, 2,5 ha Kartoffeln, 3 ha Hafer, 3,5 ha Gerste, zum Teil als Braugerste, 3 ha Roggen, 3 ha Klee, 2,5 ha Wintergerste. 2,5 ha waren Wiesen, 2 ha Laubwald. Die Erträge pro ha. Weizen 50-60 Zentner, Roggen 45 Zentner, Hafer 50-60 Zentner, Gerste 50-60 Zentner, Zuckerrüben 700-800 Zentner, Kartoffeln 600-800 Zentner. Beim schlesischen Rotklee wurde ein Teil des zweiten Schnittes zu Saatgut verwendet.

Vor 1939 konnten folgende Beträge in der Landwirtschaft verdient werden. Ledige, männliche Arbeitskräfte 30-50 Reichsmark im Monat, netto bei freier Unterkunft und Verpflegung, weibliche Arbeitskräfte 25-35 RM, ebenfalls bei freier Unterkunft und Verpflegung. Familienmitglieder wie Söhne und Töchter erhielten nur ein Taschengeld und wurden bei ihrer Heirat mit einer guten Wäsche- und Möbelausstattung – eventuell je nach finanzieller Lage des Betriebes – mit einem Geldbetrag abgefunden.

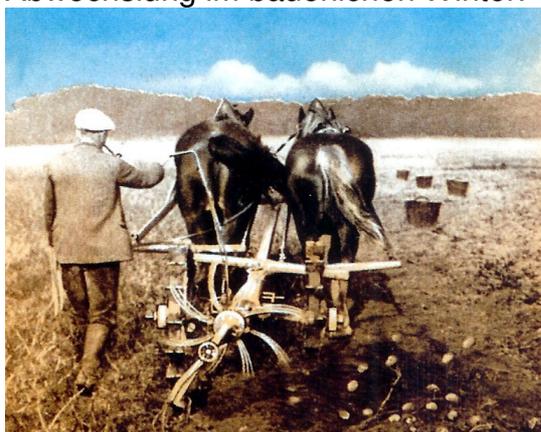
Der Preis für ein Pferd lag zwischen 800-1200 RM, eine Kuh 350-400 RM, ein Rind bei 300-350 RM. Für einen Liter Milch erhielt der Landwirt damals 16-18 Rpf.

Obwohl jährlich 20-25 Schweine gemästet wurden, kann ich mich an die finanziellen Erlöse nicht mehr erinnern. Gefüttert wurde mit gedämpften, gemahlten Kartoffeln, Gerstenschrot, Eiweiß in Form von Magermilch und Fischmehl. Schweine mit einem Gewicht von 300 Pfund und mehr waren begehrt. Zum Eigenverbrauch wurden im Laufe des Jahres drei Schweine mit einem Gewicht je von bis zu 400 Pfund geschlachtet. Auch das Brot wurde auf den schlesischen Höfen meistens selbst gebacken – ein schlesische Sauerteigbrot in Rundform, ca. 6-8 Pfund. Das Roggenmehl für das Brot lieferte eine nahegelegene Mühle. Für das Roggen- und Weizenmehl bezahlte der Bauer mit dem Getreide. Die Zuckerfabrik lieferte das

Endprodukt den Landwirten ebenfalls zu Vorzugspreisen bei der Lieferung von Zuckerrüben. Bei Rüben mit einem Zuckergehalt von 15-16 % Zucker bekam der Bauer ca. 3-3,50 RM je Zentner. Die Bezahlung der gelieferten Rüben erfolgte in Dekaden und erst Mitte Mai des der Lieferung folgenden Jahres.

Die Kartoffeln dienten überwiegend als Schweinefutter. Kleinere Menge – ca. 40-60 Zentner erbrachten 4- - 4.50 RM pro Zentner von Bekannten und guten Kunden. Auch die Schnapsfabrik im Nachbarort bestellte öfter einen Kastenwagen voll Kartoffeln für die Produktion ihrer geistigen Getränke. Anfang der 30er-Jahre wurde auch die Milch schon verarbeitet. Dafür wurde eine eigene Zentrifuge, ein elektrisch über Transmissionsriemen betriebenes Butterfass eingesetzt. Auch der Antrieb der Wasserpumpe für die Tierfütterung erfolgte über diese Mechanik.

Die Magermilch war für Kälber und Schweine eine willkommene Abwechslung des Speisezettels. Die Butter wurde zum Teil privat verbraucht oder vermarktet, der Rest über ein Geschäft in der Kreisstadt Reichenbach vertrieben. Gleiches gilt für die Hühnereier und das anfallende Schlachtgeflügel , 50 Hühner, 15 Gänse und 20 Enten. Die Gänse lieferten mit ihren Federn die Füllungen für die wärmenden Bettzudecken. Das „Federnschleißen“ im Winter – wobei sich die bekannten Familien nicht nur zur Arbeit sondern zum geselligen Plausch trafen – war eine beliebte Abwechslung im bäuerlichen Winter.



„Kartoffelschleuder“ im Einsatz



Kartoffelernte bei Gustav Schneider

Bei der bis jetzt erfolgten Betriebsbeschreibung wird der Leser der heutigen Zeit fragen, was hat das ganze Volk nur getan, um den ganzen Tag beschäftigt zu sein ? Aus den jährlich wiederkehrenden Arbeitsvorgängen werden sie erfahren, dass damals Keinem das Gras unter den Füßen gewachsen ist. Heute, im fortgeschrittenen Alter, muss zugestanden werden, dass Vieles nicht unbedingt nötig gewesen wäre. Aber so war es halt nicht nur auf dem beschriebenen Hof, sondern überall in Schlesien üblich und keiner störte sich daran. Später wird noch ein Gutsbetrieb – in Schlesien auch als *Dominium* bezeichnet – untersucht. In fast jedem Dorf gab es solch einen Betrieb mit 200-1000 ha und mehr unter dem Pflug. Sie wurden auch als die Junkerbetriebe des Ostens bezeichnet. Die Eigentümer waren meistens hohe Offiziere oder staatstragende Persönlichkeiten, die Betriebe in der Regel von ihren Inspektoren verwaltet und bewirtschaftet.

Die täglich sich wiederholenden Arbeiten waren melken im Winter ab 5 Uhr, im Sommer ab 4.30 Uhr. Diese Arbeit machte meistens der Besitzer. Davor allerdings erhielten die Pferde Hafer und Häcksel, damit keine Zeit verloren ging. Denn es wurde streng darauf geachtet, dass eine Fresszeit der Tiere von zwei Stunden eingehalten wurde. Inzwischen erschienen nach und nach die anderen Mitarbeiter des Hofes auf der Bildfläche. Jeder hatte seine ihm zugeteilte Arbeit. Im Pferdestall

wurde der Mist erst einmal an die Seite gelegt. Hatten die Pferde das erste Kurzfutter auf, bekamen sie Heu in die Raufen, was aus dem ersten Schnitt der Wiesen geerntet worden war. Danach ging es ans Pferdestriegel. Jeder war für sein Gespann zuständig. Dafür wurde eine Stunde kalkuliert, und wehe dem, die Pferde waren nicht sauber. Eine kleine Anekdote soll das erläutern, was geschah, wenn das nicht erreicht wurde. Nach dem Pferdefüttern war Frühstück und genau zwei Stunden nach dem Wecken verabschiedeten sich die Gespanne zur Feldarbeit. Als 16-jähriger hatte ich schon mein eigenes Gespann. Eines Morgens, ich hatte mich gerade zum Frühstück niedergelassen, zitierte mich mein Vater schnellstens in der Pferdestall. Mit einem fürchterlichen Donnerwetter rügte er meine unordentliche Pferdepflege. Die Frühstückzeit fiel natürlich aus, und mit knurrenden Magen zog ich mit meinem Gespann aufs Feld und schlenderte weniger begeistert als sonst hinter meinen Pferden her. Aber ich war um eine wichtige Erfahrung reicher, die ich nie wieder vergaß. Den Kuhstall versorgten Vater, ein Gehilfe, ein Mädchen und die Schwester. Füttern, Misten und Melken waren zur gleichen Zeit wie die Arbeit an den Pferden beendet. Auch die Schweine waren in dieser Zeit versorgt. Die kuhwarme Milch wurde in der Milchzentrifuge geschleudert, die Magermilch sofort an die Kälber verfüttert, wenn diese von der Vollmilchversorgung abgesetzt waren. Das Frühstück konnte meistens gemeinsam genossen werden.

Dreimal täglich wurden die Tiere gefüttert, morgens, mittags und abends. Die Frau des Hauses – meine Mutter – sorgte für das leibliche Wohl der Gemeinschaft. Allerdings musste sie häufig beim damals üblichen Handmelken der 10-12 Kühe im wahrsten Sinne des Wortes ihre Hand anlegen. Mittagszeit war von 11-13 Uhr. Waren die Tiere versorgt, ging es nachmittags wieder auf die Felder zur Erledigung der jahreszeitüblichen Tätigkeiten. Die immer wiederkehrenden Stallarbeiten begannen um 18 Uhr. Nach dem Abendbrot kehrte etwas Ruhe in das bewegte und mit harter Arbeit erfüllte Leben auf dem Hofe ein. Es war Feierabend. Vor allem in den Herbst- und Wintermonaten wurde die Arbeit auf den Feldern von der Tageslichtdauer bestimmt.



Heuwenden mit Handrechen, Lauterbach



Die beliebte Vesper auf dem Felde

Nun möchte ich noch in groben Zügen den jahreszeitlichen Ablauf des Betriebes schildern und mit dem Frühjahr beginnen. Nach der Schneeschmelze und der Trocknung der Felder konnte im März begonnen werden. Der im Herbst schon gepflügte Boden – mit Ausnahme des Kartoffellandes – wurde sobald wie möglich abgeschleppt um die Bodenfeuchtigkeit zu erhalten. Denn mit dem Wasserhaushalt des Bodens musste in dieser Jahreszeit sehr sorgsam umgegangen werden. Da wenig Niederschläge fielen, war es für den Erfolg der Feldarbeit sehr wichtig, die Böden nicht austrocknen zu lassen. Im Anschluss daran wurde das Land gegrubbert

und geeeggt und ein sorgfältig zubereitetes Saatbeet für die Bestellung von Gerste und Hafer vorbereitet. Vorher war bereits auch der Dünger eingearbeitet worden. Die Düngung bestand damals noch aus sechs Zentner Thomasphosphat, 4 Zentner 38-42%igen Kali, welcher vorher noch gemischt wurde und mittels Düngerstreuer genau und gleichmäßig in den Boden eingearbeitet wurde. An Stickstoff wurden 2-4 Zentner pro ha schwefelarmes Ammoniak nach Vorschrift beigemischt.



Kartoffelsortieren



Beim Pflügen



Kartoffelmiete

Nach Einbringen der Saatgüter mittels einer 2 m breiten Drillmaschine wurde das Land noch abgeeeggt. Zur Unkrautbekämpfung wurden die Ländereien noch einigen Tagen nochmals mittels Unkrautstriegel (eine feinzinkige Egge) überzogen. Innerhalb einer Zeit von nur 10 Tagen war die Bestellung des Sommergetreides erledigt. Nun begann die Herrichtung des Rübenlandes. Das musste ganz besonders sorgfältig geschehen. Schon nach dem Abschleppen im März wurde der Grunddünger von 10 Zentner Thomasmehl, 6 Zentner Kali, 5 Zentner Kalkstickstoff vorgemischt und aufgetragen. Allein schon die Mischarbeiten mittels einer Schaufel nahmen Zeit und körperliche Kraft in Anspruch. Der Dünger wurde in Säcken angeliefert. Die Säcke mussten geöffnet, das Gut gemischt und die fertige Mischung wieder in Säcke verfüllt werden. Je nach Wetterverhältnissen vollzog sich die Aussaat der Rüben zwischen dem 5.- 20. April. Danach begann das Kartoffellegen. Nach einer aufwändigen Stallmistgabe, war das Kartoffelfeld, das einzige Land, welches im Frühjahr gepflügt wurde. Da es damals für landwirtschaftliche Betriebe dieser Größe noch selten Traktoren gab, musste alles mit Pferden – oder bei noch kleineren bäuerlichen Betrieben – mit Kühen oder Ochsen erledigt werden. Zum Tiefpflügen von 25-30 cm mit einem Gespann, rechnete man pro Tag ungefähr 2 Morgen. Für jährlich wiederkehrende Arbeiten hatten sich schon feste Normen entwickelt. Frühkartoffeln – der Name erklärt sich selbst – mussten schon früher unter die Erde gebracht werden, um sie auch als erste ernten zu können. Die frühen Sorten legten die Bauern Ende März- Anfang April, die späteren Ende April – Anfang Mai in den vorbereiteten Acker. Anfang Mai gingen schon die Rüben auf und mussten gehackt werden. Unkrautbekämpfungsmittel wurden noch nicht eingesetzt. Das Vereinzeln oder Verziehen der Rüben nahm ca. 2-3 Wochen in Anspruch und war eine körperlich sehr anstrengende Arbeit, denn sie musste auf Knien verrichtet werden. Nach der zweiten Hacke und letzten Stickstoffzugaben war der Acker völlig frei von Unkraut und die Rübenarbeit war vorerst abgeschlossen.

Nun wartete schon die Heuernte. Zwischen 8.-10. Juni war es in der Regel soweit. Zumeist war dann in Schlesien das Wetter für die Heuernte günstig. Die Wiesen und der schlesische Rotklee mähten damals die meisten Bauern mit einem Grasmäher, der von einem Pferdegespann gezogen wurde. Gewendet wurde das Heu noch mit Handrechen, wir konnten dafür schon den Gabelwender einsetzen, der schon Menschenkraft überflüssig machte. Erst wenn das Heu gut durchgetrocknet war,

kamen die Erntewagen, wurden hoch beladen und fuhren schwankend in die Höfe. Das Heu lagerten wir lose über den Stallungen. Eine schweißtreibende, keine leichte Arbeit. Nach der Heuernte gab es im Frühsommer in der Landwirtschaft eine kleine Verschnaufpause. Sie wurde für Instandsetzungsarbeiten, seltener für kleiner Ausflüge in die schöne schlesische Landschaft – ins Eulengebirge, Riesengebirge oder in die Grafschaft – genutzt.



Nimptsch, die Bergstadt und älteste deutsche Siedlung mit Eulengebirge

Das war die Ruhe vor dem Sturm. Denn Anfang Juli ging es erst so richtig los auf den schlesischen Höfen. Wintergerste wurde mit Bindemäher geerntet, nach einer Woche Trocknung eingefahren und sofort gedroschen. Die Getreidekörner kamen auf den Schüttboden – drei Treppen mussten überwunden werden - wurden dort gespeichert. Das Stroh – mittels einer Presse hinter der Dreschmaschine zu Rollen gepresst – kam danach auf den Strohboden zum Verfüttern an die Pferde. Das Land , sofort gepflügt und bearbeitet nutzte der Landwirt für die Aussaat einer Zwischenfrucht, Futter für die Tiere im Herbst. Dabei muss immer wieder bedacht werden, die Arbeiten erledigten lediglich Mensch und Tier, kein Vergleich mit der mechanischen Leistung heutiger gewaltiger Traktoren und Maschineneinsätze. Um den 20. Juli begann in Schlesien die Roggenernte. Danach folgten die anderen Getreidearten, Sommergerste, Weizen, Hafer. Bei den Kartoffeln ist noch nachzutragen, dass hier alles durch mehrmaliges Unkrauthacken und Anpflügen getan wurde, um kein Unkraut hochkommen zu lassen und den Kartoffeln optimale Bedingungen für eine gute und zahlreiche Kartoffelernte zu geben. Spritzen – wie heute – war unbekannt. Wurde man diese Arbeit heute (1994) zugrunde legen, müsste der Zentner Kartoffeln 90 DM und mehr kosten. (Biologische Produktion – etwas für die Partei der Grünen) Arbeitslose gab es damals auf dem Lande nicht , aber ein Hungerlohn, zum Leben fast zu wenig, zum Sterben zuviel. Zurück zum Betriebsablauf der 30er-Jahre. Den zweiten Schnitt schlesischen Rotklee ließ man reif werden , um ihn als Saatgut zu nutzen. Sobald die ersten Felder abgeerntet waren, wurde die Zeit genutzt, um sie zu scharen, flach pflügen,

um Unkräuter aufkommen zu lassen, die später beim Tiefpflügen vernichtet wurden. Die Bodengärung wurde damit erhalten und gefördert. Das einzige Mittel gegen Unkraut war der im Frühjahr von Hand ausgestreute Kaltstickstoff – wahrlich ein Teufelszeug für den, der mit dieser Arbeit betraut war. Der Düngevorgang musste bevorzugt morgens, wenn noch der Tau an den Gräsern war, durchgeführt werden um den Dünger durch das Tauwasser zu binden. Das würde heute niemand mehr machen wollen und machen dürfen, denn die eingeatmeten Dämpfe waren hochgiftig.

Anfang September begann das Tiefpflügen für Wintergerste und Roggen, welche dann schon Ende September in ein gut abgelagertes und sorgfältig zubereitetes Saatbeet gedrillt wurde. Mitte September war schon die Kartoffelernte mittels „Kartoffelpurdel“ und Handlerler eingeläutet worden. Die vollen Kartoffelkörbe nahm der auf dem Feld stehende Kastenwagen auf, oder die Kartoffelsäcke. Sie verschwanden in den Kartoffelkellern oder in frostsicher angelegten Kartoffelmieten in der Nähe des Hofes. Im Laufe des Winters wurde ein Großteil davon nach gründlicher Reinigung, Dämpfung und Zerkleinerung in der „Kartoffelquetsche“ vorwiegend an die Schweine verfüttert. Die besten Kartoffeln wurden ausgelesen und landeten als Speisekartoffeln in den Töpfen der Familien und Verbraucher. Die Hausfrauen zauberten daraus unter anderem die in Schlesien so beliebten „Kliesla“, die bei keinem besonderen Mahl fehlen durften.



Grasmähen mit Sense



Familienfeldarbeit



Heuernte

Saatkartoffeln sicherten die neue Aussaat und für einen Rest interessierte sich eine Brennerei. Das Kartoffelland wurde nach einer Nachlese untergepflügt und entweder mit Weizen, oder im nächsten Frühjahr mit Sommergerste bestellt. Die Kartoffelernte endete Mitte Oktober, nun forderten die Rüben ihre Aufmerksamkeit. Zuerst waren die dicken, halb über die Erdoberfläche herausschauenden Futterrüben dran. Nach dem Ziehen, abköpfen der Blätter kamen die Rüben in die Wintermieten und dienten zur Tierfütterung. Die Blätter verfütterte man sofort oder sie wurden in Silos zum „Sauerkraut“ der Tiere.

Zuckerrüben hatte fast jeder schlesische Bauer. Nirgends in Deutschland gab es solch erfolgreichen Zuckerrübenanbau. Nicht umsonst stand die erste Zuckerfabrik der Welt in Schlesien, in Kunern. Zuckerrüben wurden nach zwei Verfahren geerntet. Mittels einer Rodegabel, schlesisch „Gräber“ mit seitlichem Trittsteg aus Stahl mit Holzgriff aus dem Erdreich gehobelt, einer speziellen, sehr scharfen Sichel vom Laub „enthauptet“, legten die Helfer die Zuckerrüben in Reihen auf den Acker. Die Blätter kamen in Erdsilos, wurden zu Silage verarbeitet.

Beim zweiten Verfahren – einem fortschrittlicherem Erntevorgang - wurden zuerst die Köpfe mit einem Kupper, einer speziellen, scharfen Schippe weggestoßen. Die Blätter gingen den zuvor beschriebenen Weg. Die noch in der Erde steckenden Zuckerrüben zog ein spezieller Pflug – mittels Pferdekraft – aus dem Erdreich. Das Pferd durfte dabei die Rüben nicht zertreten. Da mit diesem Verfahren Muskelkraft der Menschen eingespart werden konnte, wurde die zuerst beschriebene

Erntemethode mehr und mehr abgelöst. Zum Aufladen der Rüben gab es wieder spezielle Rübengabeln die verhinderten, dass viel Erdreich mit den Rüben in die Kastenwagen kamen. In nächste Bahnstation in ca. 6 km Entfernung erfolgte die Verladung in Güterwagen zum Transport in die Heidersdorfer Zuckerfabrik. Manche Landwirte und die großen Güter brachten die Rübenwagen – teilweise mit zwei Anhängern, durch eigene Traktoren gezogen – in die Fabrik. Bis Mitte Oktober – vor den ersten Froströchsten - war die Zuckerrübenernte im Normalfall beendet. Wenn das Wetter es erlaubte, wurde in dass sofort gepflügte Ackerland vorrangig Weizen eingesät und damit die Feldarbeit des Jahres abgeschlossen. . Alle anderen Ländereien wurden in die Winterfurche gelegt, damit sie im Winter durchfrozen für eine Wintergare.



Rübenhacken



Kühe vor Kartoffelschleuder



Sonntagsvergnügen

Für das Rübenland des nächsten Jahres kam der Mist noch im Herbst auf die Felder gebracht und tief eingepflügt. Bei den letzten Pflugarbeiten wurden wir mitunter schon vom Frost überrascht. Manchmal musste sogar der Bußtag noch als Arbeitstag herhalten. Wer diesen Brief liest, wird ermessen, welche Arbeit damals gefordert wurde und das keine Zeit war, Gras unter den Füßen wachsen zu lassen. Dabei möchte ich nochmals erwähnen, dass jeden Tag parallel zu den beschriebenen Arbeiten die Tiere dreimal gefüttert und die Kühe gemolken werden mussten. Der Winter war ausgefüllt mit dem Dreschen des Getreides, das in den Scheunen lagerte. Ferner wurde Holz geschlagen – teilweise mit Schlitten eingebracht – und zum Verfeuern in den Öfen aufbereitet. An die 48-Stunden-Woche dachte keiner damals. Noch einmal möchte ich politisch argumentieren. Die Partei der Grünen strebt ja diese biologische Landwirtschaft wieder an. Ich möchte nur wissen, zu welchem Preis. Sind doch heute schon im Zeitalter der Technik die vielgepriesenen Familienbetriebe zu Knechtbetrieben der Nation geworden. Hier wurde ein Familienbetrieb beschrieben, wie in Schlesien bis zum Ausgang des zweiten Weltkrieges zu Tausenden die Regel. Von dort wurden wir 1946 von den Polen vertrieben und hatten Glück im Unglück, denn wir erreichten die englische Besatzungszone. Meine Eltern erhielten eine ganz kleine Wohnung von 12 qm. Meine Schwester und ich gingen „in Stellung“ wie damals die übliche Bezeichnung für diese Tätigkeit war. Nun arbeitete ich als Hilfskraft auf einem 40 ha-Grünlandbetrieb in der Weidemarsch mit Hengst- und Bullenaufzucht. Nach nur sieben Jahren machte ich mich selbstständig. 1953 bekam ich eine Siedlung von 23 ha . 1951 hatte ich eine vertriebene Bauerntochter aus Ostpreußen geheiratet, welche in Nachbarort auch in der Landwirtschaft tätig war und unter den Russen unheimlich gelitten hatte. Die Eltern waren von den Russen erschossen worden, die Geschwister nach Sibirien verschleppt. Wir fingen im wahrsten Sinne des Wortes bei Null an. Uns verband und verbindet die Faszination und die Freude an der Landwirtschaft, der Wille und der Fleiß sich nicht von den Schicksalsschlägen unterkriegen zu lassen und gemeinsam eine neue Zukunft für uns und unsere Kinder aufzubauen.

Eine einfache Baubude von 6 qm war für uns ein halbes Jahr die erste Unterkunft bis erst ein Teil des Neubaus uns vorübergehend eine bescheidene Unterkunft bot. Das alles zu schildern würde zu weit führen und bedarf einer besonderen Darstellung. Hier möchte ich mich nur der landwirtschaftlichen Entwicklung widmen. Der Betrieb mit 23 ha, zwei Pferden, 12 Kühen und nur dem nötigsten Inventar entwickelte sich bis 1985 auf 80 ha, 120 Kühe, 100 Rindern mit einer Jahreslieferung von 800 000 kg Milch an die Molkerei. Ein recht stabiler Betrieb mit einem Arbeiter und einem Lehrling. Der inzwischen schon erwachsene Sohn hat nach dem Besuch der Realschule, Lehrbetrieb, Fachschule, höherer Landesberufsschule, Meisterprüfung, Bundessieger und Mitarbeit in Fremdbetrieben 1985 den elterlichen Betrieb übernommen. Inzwischen hat er den Betrieb auf 120 ha vergrößert und denselben mit einer Hilfskraft bewirtschaftet. So haben sich die landwirtschaftlichen Verhältnisse innerhalb von 50 Jahren verändert, verglichen mit dem elterlichen Betrieb von 1945 im deutschen Schlesien. Diesen würde man heute als Nebenerwerbsbetrieb nur noch bewirtschaften können.



Lanz-Bulldog 1



**Heute nur noch Museum
Kartoffelschleuder**



Lanz-Bulldog 2

Das alles ist allein der Entwicklung der Technik in der Landwirtschaft zu verdanken. Hier fand – wie in der Industrie – jedoch von der Bevölkerung hier unbeobachtet und unbemerkt – eine Revolution und Veränderung nie erahnter Dimension statt. Auch hier war inzwischen die menschliche Arbeitskraft zu teuer geworden. Die Entwicklung ist noch nicht abgeschlossen, sondern geht weiter. Die Betriebe müssen größer werden, um die technischen Innovationen und modernste technische Geräte rationeller einsetzen zu können. Ich denke dabei an die Voraussagen von Dr. Dobert aus Kiel in den 60er Jahren und an den Mannshold-Plan. Für mich gibt es keine andere Möglichkeit, wenn wir in Zukunft als Bauern ein menschenwürdiges Dasein führen wollen. Das bedeutet eine industriemäßig ausgerichtete Landwirtschaft. Am Anfang dieses Berichtes erwähnte ich schon einen Betrieb von ca. 500 ha. Diesen möchte ich kurz beschreiben. In unserer Gegend im Osten Deutschlands gab es fast in jedem Dorf einen Großbetrieb – Rittergut oder Dominium genannt. Die Besitzer waren meist adlige Geschlechter, Offiziere oder im Staatsdienst Tätige. Sie überließen die Bewirtschaftung Gutsinspektoren. Wie sah nun so ein Betrieb aus? Wie eben erwähnt, wurde dieser Betrieb von einem Gutsinspektor geleitet. Durch den Abschluss einer Lehre, zumindest den Besuch einer höheren landwirtschaftlichen Fachschule oder ein Studium waren diese Verwalter in der Regel gut auf die Anforderungen vorbereitet. Dem Inspektor zur Seite stand ein sog.

Assistent, der selbst einmal diese Aufgaben übernehmen wollte. Sie wurden von einer Gutsekretärin bei der Buchführung und Lohnabrechnung unterstützt. Außerdem gab es einen Förster, der die zugehörigen Wälder und Forsten betreute. Insofern waren die Arbeiten eines solchen Rittergutes auf drei tragende Säulen verteilt. Ackerbau, Viehwirtschaft und Forst. Der Obermelker leitete die Viehwirtschaft, hatte 2-3 Gehilfen, einen Futtermeister. Für die Feldwirtschaft hatten zwei Vorarbeiter oder Schaffer die Verantwortung. Der Pferdeschaffer zeichnete für die Gespanne, der andere Schaffer für die Arbeiterinnen und Arbeiter verantwortlich. Ein Stellmacher, Schmied, Gärtner gehörten zu fast jedem Dominium.



**Flügelradmäher
Ableger**



Gespannmäher



Häckselmaschine

Das eigentliche Schloss – in welchem die Familien des Gutsherren wohnte – hatte sein eigenes Personal. Dazu gehörten der herrschaftliche Kutscher, eine Köchin, Mägde, Küchenpersonal usw. Es herrschte eine genau einzuhaltende Rangordnung bei den Aufgaben und Privilegien. Man könnte fast sagen, industrielle Organisationsstrukturen. Die Arbeitszeit begann morgens um 7 Uhr. Von 11 Uhr bis 13 Uhr war Mittagsruhe. Die Feierabendglocken läuteten um 19 Uhr. Für das zweite Frühstück und die Vesper am Nachmittag gab es jeweils eine halbe Stunde Pause. Danach konnten die Dorfbewohner fast ihre Uhren stellen. Schon vor Arbeitsbeginn mussten die Gespannführer die Pferde versorgt haben. Unter den Gespannführern selbst herrschte ebenfalls wieder eine strenge Rangordnung. So hatte zum Beispiel der erste Gespannführer die Ehre, Frau und Familie des Gutsbesizers bei Bedarf in die Stadt zu fahren. Dem Inspektor selbst stand ein Reitpferd für die Kontrolle der Arbeiten auf dem Hof und in den Feldern zur Verfügung. Technisch standen alle diese Betriebe schon auf dem neuesten Stand. Die bäuerlichen Kleinbetriebe konnten nicht mithalten. So hatten die Großgüter und Domänen schon in den dreißiger Jahren die ersten Traktoren von Lanz/Mannheim und Hanomag/Hannover. Damit konnten sie die Flächenleistungen erheblich erhöhen. Die Rentabilität der Domänen stieg. Aber schon damals machten die Lohnkosten den Verwaltern Sorgen. Wenn auch die Löhne niemals ausufernten, spielten sie doch in der Jahresbilanz eine wesentliche Rolle. So brachten die Löhne – die für die dringend notwendigen Arbeitskräfte – bezahlt werden mussten, so manchen Betrieb in die roten Zahlen. Denn dieser Betrieb mit 500 ha hatte 20-25 Familien zu ernähren. Heute könnte man diesen Betrieb mit max. fünf Familien bewirtschaften, bei der üblichen 40-45 Stunden-Woche. Landwirtschaftliche Betriebe mit dieser Struktur haben nach meiner festen Überzeugung auch heute noch gute Chancen in der Zukunft. Wenn Ihnen die Geschichte gefallen hat, dann bestellen Sie mein Buch: „Geboren in..., Vertrieben aus..., Begeistert vonSchlesien. 400 Seiten, 200 Bilder unter Tel.-Nr. 06201 74750, Horst Jacobowsky